
Herder Korrespondenz

Heft 10
34. Jahrgang
Oktober 1980

In einer Zeit der Krisen der Flucht in die Doktrin oder in die Verweigerung widerstehen, in der Aufgeregtheit nüchtern und wachsam bleiben, in einer Periode der Angst das möglichst vorurteilsfreie Denken wagen – das mag man elitär nennen.

Alexis de Tocqueville

Elite – ein Schlagwort und mehr

Schlagworte vom Untergang des Abendlandes, über den Ödipuskomplex oder vom „kollektiven Unterbewußtsein“ haben zu ihrer Zeit noch Jahre gebraucht, um aus den exklusiven Zirkeln der Intellektuellen in den Wortschatz der Massen hinauszudringen. Heute werden Begriffe, über die noch gestern nur die Fachwelt diskutierte, mit Hilfe der millionenfach verzweigten Transmission der Massenmedien binnen kurzem zu einem Teil des allgemeinen Vokabulars. Slogans von der „amerikanischen Herausforderung“ oder von der „Tendenzwende“, in der wir angeblich oder wirklich stehen, werden auf diese Weise im Nu zu Inhalten des öffentlichen Klatsches oder sogar der politischen Auseinandersetzung. Die Frage, *ob wir Eliten brauchen*, hat einen ähnlich schlagwortartigen modischen Charakter, der zunächst zur Vorsicht mahnt. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß ein bestimmter Begriff nur dann zum Schlagwort werden kann, wenn er einer Zeitstimmung, der Problemstellung einer historischen Stunde entspricht. Nach Jahren egalitärer Begeisterung, nach einer Periode, in der jegliches „Establishment“ wütend bekämpft wurde, und nach vielfachen Feindbildern von einer autoritären Repression scheint nun die Zeit reif, auch die andere Seite der Medaille wieder zu entdecken. Der Ruf nach Eliten ist sicher nicht zufällig: Er steht im Kontext jener *umfassenden Änderung der geistigen Großwetterlage*, die nach einer Ära des permanenten Infragestellens den Begriff der Ordnung wieder plakativ herstellt, die nach all den antiautoritären Revolten die Autorität und nach der Verdächtigung alles Institutionellen die Institution wieder großzuschreiben beginnt.

Bedrängende Symptome

Der Pendelausschlag nach „rechts“ könnte nach allem, was zur Zeit in dieser Richtung zu beobachten ist, kräftig, vielleicht sogar zu kräftig ausfallen, so wie der vorange-

gangene Pendelausschlag nach „links“ vorübergehend jedes Maß verloren hat. Kennzeichnend für die ganze Debatte ist dabei, daß sie nicht nur von rationalen Erwägungen bestimmt wird, sondern in starkem Maß auch von irrationalen Affekten, die gerade beim Thema Elite eine Rolle spielen.

Was die rationalen Überlegungen betrifft, so drängen sich bei der Diskussion der Eliten-Problematik vor allem Fragezeichen hinsichtlich des *Bildungssystems* auf. Noch in den späten sechziger Jahren hatten OECD-Berichte die Länder in Mitteleuropa mehrmals zu einer großzügigen Öffnung ihrer höheren Schulen gedrängt, eine Forderung, die *Georg Picht* damals auch theoretisch zu untermauern suchte und die er mit eindrucksvollen Vergleichsziffern belegte. Warum, so fragte man damals, sollte höhere Schulbildung nur den Anwärtern auf bestimmte Berufspositionen vermittelt werden, warum sollte es nicht auch Bäcker und Schornsteinfeger mit Abitur geben?

Mittlerweile sind die Schülerzahlen an den höheren Schulen und in deren Gefolge die Hörerziffern an den Universitäten sprunghaft angestiegen, doch die Quantität schlug nicht in Qualität um: Klagen über ein zurückgehendes Leistungsniveau beunruhigen Eltern, Lehrer und Politiker in zunehmendem Maß. Gerade angesichts leidenschaftlicher Auseinandersetzungen über neue Formen und Methoden im Bereich der höheren Schule bleibt die Frage offen, wie ein Bildungssystem, das die gleichen Chancen für alle herbeiführen und garantieren soll, besondere Chancen für besondere Begabungen bieten kann. Obwohl zwischen diesen beiden Forderungen theoretisch kein Widerspruch besteht, ist noch nicht abzusehen, wie die Lösungen in einer Praxis aussehen werden, die in den höheren Schulen und an den Universitäten seit den letzten Reformen mit neuen bürokratischen Hindernissen belastet wird.

Nicht weniger bedrängend ist die Lage im *politisch-parlamentarischen Bereich*, wo die dort wirksamen Eliten immer mehr durch die offenbar irreversible Tendenz zum

Berufspolitiker und zur Verbeamtung gekennzeichnet sind. Das bedeutet nicht nur, daß eine wachsende Zahl von Beamten in den Parlamenten tätig ist, sondern es sitzen vor allem immer mehr Berufspolitiker in den Volksvertretungen, und sie sind immer perfekter durch einen formellen oder informellen Beamtenstatus abgestützt. Aufgrund des biographischen Handbuches 1978 des Nationalrates und Bundesrates der Republik Österreich errechnete Prof. *Anton Pelinka*, daß bereits 60,7 Prozent aller Abgeordneten Bedienstete von Staat, Parteien und Verbänden sind. Gewerbetreibende und freiberuflich Tätige sind nur noch zu 4 Prozent im österreichischen Parlament vertreten – ein Anteil, der in anderen mittel- und westeuropäischen Staaten ähnlich gering sein dürfte.

Pelinka nennt auch die Konsequenz dieser Professionalisierung und Verbeamtung des Parlamentarismus: die von politischen Parteien und Verbänden vermittelte Zugehörigkeit zur parlamentarischen Elite muß nicht mehr, wie es der ursprünglichen Idee des klassischen Parlamentarismus entsprach, von jedem einzelnen Abgeordneten bei jeder Parlamentswahl neu erkämpft werden. Entsprechend dem Senioritäts- oder „Ersitzungs“-Prinzip bleibt vielmehr ein einmal gewählter Abgeordneter faktisch unabsetzbar so lange im Parlament, bis ihn Altersgründe zum Ausscheiden veranlassen. Nur in Ausnahmefällen verläßt ein Abgeordneter vor Erreichen des 60. Lebensjahres die Abgeordnetenbank.

Diese nüchterne Bestandsaufnahme läßt erkennen, daß die *Verkrustung der politisch-parlamentarischen Eliten* in westeuropäischen Ländern mindestens ebenso bedenklich ist wie der Überschwang radikaldemokratischer Ideen, die Eliten grundsätzlich in Frage stellen. Früher einmal, in der vorindustriellen Zeit, waren die Eliten in sich abgeschlossene, privilegierte Führungsschichten innerhalb einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft. Erst durch das Parteiwesen in der Demokratie ist auch den „unteren“ Volksschichten der Weg in die Politik, die Möglichkeit einer Karriere im öffentlichen Leben erschlossen worden. Die Geburts- und Besitzeliten von ehedem wurden in immer stärkerem Ausmaß durch Eliten, die aus dem Volk kamen, ergänzt, schließlich auch verdrängt. In der Gegenwart ergibt sich eine *besorgniserregende Rückentwicklung*: die politischen Eliten der zeitgenössischen Demokratien sind tendenziell in der Gefahr, wieder zu einer mehr oder minder abgeschlossenen Führungsschicht oder Clique zusammenzuschrumpfen, womit die Durchlässigkeit und Offenheit der Gesellschaft für einen horizontalen und vertikalen Kreislauf der Eliten mehr und mehr abnimmt. Tatsächlich gibt es in Mittel- und Westeuropa in der politischen Praxis außerhalb der Parteien- und Organisationsbürokratie kaum mehr Chancen für den Aufstieg im öffentlichen Leben. Dies betrifft in erster Linie die Intellektuellen, denen eine Ein- oder Unterordnung in Apparaten vielfach widerstrebt. Auf diese Weise fehlt in den politischen Entscheidungsprozessen zahlreicher westlicher Demokratien das intellektuelle Element. Intellektuelle, die keine Opportunisten werden wollen, sehen sich in die Rolle von Nonkonformisten gedrängt.

Durch die Jugend herausgefordert

Elite kann man als herrschende Minderheit definieren, die auf Leistung und Haltung beruht. In der Praxis neigen freilich Eliten in jeder Gesellschaftsform dazu, sich durch Akkumulation der Macht der Kontrolle der Nicht-Eliten zu entziehen, außerdem kommt es zu Methoden der Protektion, zu Privilegien vielfältiger Art, mitunter auch einem Patronage-Kartell, wodurch der Abstand und die Entfremdung zwischen „oben“ und „unten“ immer größer werden.

Wird eine solche verhängnisvolle Entwicklung nicht gestoppt, so degenerieren *Eliten*, ursprünglich als „Diener des Volkes“ gedacht, nur zu leicht zu *Oligarchien*, die demokratische Ausleseprozesse kaum mehr zulassen. Werden derartige Oligarchien durch eine Kaste hauptamtlicher, straff gelenkter Spezialisten und Funktionäre gebildet, der es gelingt, die notwendige formelle Zustimmung von unten durch einen gut funktionierenden Parteiapparat zu organisieren, dann bildet sich jene „neue Klasse“ heraus, die *Milovan Djilas* aus seinem eigenen Erleben kommunistischer Diktaturen so eindrucksvoll beschrieben hat.

Die westlichen Demokratien unterscheiden sich bei all ihrer Nuancierung nach wie vor grundlegend von diesen Entartungen. Oligarchische Trends sind aber ohne Zweifel auch in westlichen Ländern festzustellen, und der Augenschein läßt erkennen, daß solche Tendenzen in den letzten Jahren noch zugenommen haben. Das beweist, daß die *Warnung der Jugendrevolte* in den sechziger Jahren nicht ernst genug genommen worden ist. Was bewegte damals die amerikanischen, die deutschen und französischen Studenten, Mao-Porträts in ihre Buden zu hängen und bei ihren Demonstrationen mitzutragen? War dies wirklich nur die Dummheit „nützlicher Idioten“, haben sogar jene recht, die diese Phänomene als Frucht östlicher Agententätigkeit erklärten?

Wie hoch man immer den Anteil der Naivität oder gar der Agententätigkeit ansetzen möchte – entscheidend war damals für viele Studenten die faszinierende Kunde von einer Revolution, die ein großes Land zerpflügte, um seine Erstarrung zu verhindern, die dessen Herrschaftsapparate bis zur Regierungsunfähigkeit zerschlug, um einer Verkrustung der Machtinstitutionen vorzubeugen. Dieses Programm, dessen zerstörende Wirkungen erst viel später bekannt geworden sind, erinnert weniger an *Karl Marx* als an *Michail Bakunin*, der 1872 schrieb: „Wir wollen den Wiederaufbau der Gesellschaft... nicht von oben nach unten, durch irgendwelche Autorität und durch sozialistische Beamte, Ingenieure und andere offizielle Gelehrte – sondern von unten nach oben, durch die freie Föderation der von dem Joch des Staates befreiten Arbeiterassoziationen aller Art.“

Gewiß: Inzwischen ist auch Mao, in seiner „Göttlichkeit“ gestürzt, seines Zaubers gründlich entkleidet worden, und der Schrecken des Terrorismus ließ auch die letzten Illusionen über die anarchistische Rezeptur verfliegen. Zurückgeblieben ist jedoch – zumal bei den Jungen – eine

tiefgehende *Ratlosigkeit*. *Politische Resignation und Apathie* herrschen vor, und nur Teile der jungen Generation finden sich über Rückfragen nach dem Sinn des Lebens über meditative Elemente bei den Ursprüngen des Religiösen wieder. Sie bleiben dabei in der Regel in der Intimität des Privaten und entdecken einstweilen nur ausnahmsweise den konventionellen politischen Bereich als christlichen Auftrag für das Wirksamwerden in und für die Welt.

Im säkularen Leben geraten manche der Jungen in allerlei *rasch wechselnde modische Strömungen*, und Gruppierungen von der Art der Popper zeigen an, wie der Protest von gestern durch die Anpassung von heute abgelöst werden kann: die äußere Formlosigkeit der antiautoritären Ära weicht einer Verliebtheit in Äußerlichkeiten der Frisur und Kleidung. Ansätze zu politischem Engagement ergeben sich daraus nicht. Die überwiegende Mehrheit der Jugend unserer Breiten vermag heute weder im Wahlzirkus der allzu leichtgewichtigen Präsidentschaftskandidaten in den USA noch in der dogmatischen Greisen-Herrschaft des Kreml oder im täglichen Hick-Hack der europäischen Demokratien einen Ansporn für ihr persönliches Mittun im Einsatz für öffentliche Fragen zu sehen. So gibt es gerade im politischen Feld kaum Personen, die Vorbild sind, und die außerordentliche Popularität des jetzigen Papstes – gerade auch bei jüngeren Menschen – dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, daß er in einer Zeit allgemeinen Autoritäts-Vakuums der Sehnsucht nach Vertrauenswürdigkeit entgegenkommt.

Eine ganze Reihe verschiedener Anzeichen, für die hier die immer wieder aufflackernden Straßenkämpfe im scheinbar so friedlichen Zürich angeführt werden sollten, deuten darauf hin, daß die *Unruhe in der Jugend weiter glost*. Schon vor drei, vier Jahren warnte *Klaus Mehnert* davor, die Jugendrevolte der sechziger Jahre zu ignorieren, weil im allgemeinen wieder Ruhe eingezogen ist: „Es werden andere kommen, noch ungeduldiger fordern, noch härter, vielleicht noch brutaler zuschlagen, wenn wir die Herausforderung der Jungen ignorieren, die Antwort verweigern, vielleicht, weil wir die Frage gar nicht verstanden haben.“

Neue Aufgaben für Eliten

Die moderne Gesellschaft steht damit weiter auf dem Prüfstand. Im andauernden Wechselspiel von Herausforderung und Antwort ist sie gezwungen, über die weitere Entwicklung der neuzeitlichen Demokratie Auskunft zu geben: mit welcher Glaubwürdigkeit und Legitimation unternehmen es „die da oben“, die Sorgen und Interessen von „denen da unten“ zu vertreten? Mit welchem Ernst kümmern sich die herrschenden politischen Eliten um den Willen und um die Wünsche des Volkes? Sind diese in unserer durchorganisierten Gesellschaft nur noch über außerordentliche Wege – etwa über Bürgerinitiativen – zu artikulieren, oder funktionieren auch in großen Parteien noch direkte Verbindungsarterien? Wie werden unbe-

quem und unkonventionelle Meinungen behandelt? Auf welche Weise Randgruppen berücksichtigt?

Gerade in diesem Punkt sind die Jungen heute besonders hellhörig. Der inhaltsarme Neomarxismus interessiert sie ebensowenig wie die Dünkel der Reaktionäre über ihre angebliche elitäre Auserwähltheit oder die Verbissenheit der Emanzipationsdoktrinäre und der eingeschworenen Anti-autoritären: „Sie sind gegen diese mittlerweile ebenso allergisch wie gegen die Fortschrittspolitiker von Industrie und Energiewirtschaft“, befindet *Hans Heigert* und dürfte damit eine verbreitete Stimmung junger Menschen treffend erfaßt haben. „Um so mehr und intensiver wenden sie sich den Kranken, Behinderten, den Benachteiligten in der weiten Welt zu, unter persönlichen Opfern, ohne jede Ideologie.“

Hier, an diesem Ansatz, der inmitten einer komplizierten und sehr widersprüchlichen weltweiten Krisensituation zu Hoffnungen Anlaß gibt, sollten die zur Zeit in führenden Positionen der politischen Parteien, der Verbände und Kirchen befindlichen Eliten die jungen Menschen abholen und den *Horizont des gegenwärtigen Status quo öffnen*, damit das „Reservoir möglicher Zukünfte“ in dieser Gesellschaft wieder frischen Zufluß erhält. Gerade den Jungen, die sich in unserer Zeit viel intensiver als andere junge Generationen der Vergangenheit um Arme und Kranke, um Minderheiten und Unterdrückte aller Art kümmern, sollte praktisch gezeigt werden, wie sinnvoll es ist, in dieser Richtung Begabung, Fleiß und neue Ideen einzusetzen – und nicht nur zur Sicherung der eigenen Karriere, wie das auf allen gesellschaftlichen Ebenen von vielen Älteren in manchmal abschreckender Weise vorgezeigt wird.

Vor fünfzig Jahren hat *Ortega y Gasset* den „Aufstand der Massen“ prophezeit, die alles vernichten würden, was ausgezeichnet, persönlich, eigenbegabt und erlesen ist“. Fünf Jahrzehnte später wissen wir, daß die tatsächliche Entwicklung anders verlaufen ist. Der totale Staat, die absolut gesetzte Weltanschauung sind zur ärgsten Bedrohung geworden. Die Massenkultur hingegen holt in immer schnellerem Rhythmus das ein, was sich zunächst als „hohe Kultur“ ausformt: Bilder von Picasso oder Miró, gestern noch unverstanden, locken heute Hunderttausende in die Museen – Modelle von Dior oder Chanel, heute von der schwedischen Königin getragen, sind morgen in billiger Ausführung in den Kaufhäusern. Originelle Lampenschirme, die eben noch das futuristische Heim eines Snobs schmückten, sind binnen kurzem in kleinbürgerlichen Wohnungen anzutreffen. Und in der Politik ergeben sich die Massen nicht auf Dauer dem Zwang oder der Bequemlichkeit, sondern sie rütteln energisch und immer selbstbewußter an den Gitterstäben ihrer von Ideologien errichteten Gefängnisse: von Polen bis zu diversen südamerikanischen Militärdiktaturen.

Man hüte sich daher vor allzu vereinfachten apokalyptischen Zivilisationsvisionen. Wohl aber ist es an der Zeit, die Bedeutung der Eliten im Sinn der Schrittmacher-Dienste *neu zu entdecken*: sie legen Spuren in die Zukunft, wenn sie nur wissen, was sie wollen, und wenn sie mit allen

Fasern an ihre Sendung glauben. So gesehen haben kleine Gruppen, die für andere dasein wollen und dies konkret vorleben, in unserer weithin recht egoistischen Zeit überragende Bedeutung. Aber wie beim Fußball ist auch in

jedem anderen Bereich das Gesetz der Wechselwirkung zu beachten: Ohne breite Basis wird keine Spitze zustande kommen, die Außerordentliches zu vollbringen vermag.

Fritz Csoklich

Vorgänge

England: Bischöfe antworten auf den Pastorkongreß

Den „National Pastoral Congress“ der katholischen Kirche in England und Wales, der nach zweijähriger Vorbereitung vom 3. bis 6. Mai in Liverpool stattfand (vgl. HK, Juni 1980, 275 ff.), kann man zweifellos mit den nachkonziliaren Synoden in Mitteleuropa in eine Reihe stellen: Es ging ihm schließlich um eine *umfassende Bestandsaufnahme der ortskirchlichen Situation* auf dem Hintergrund der vom Zweiten Vatikanum initiierten oder freigesetzten Entwicklungen. Der Kongreß in Liverpool wurde vor allem zu einem Forum für das Engagement der Laien, die im Bewußtsein ihrer Mitverantwortung deutliche Forderungen an Bischöfe und Priester richteten. Die wichtigsten Anliegen des Kongresses waren neben dem Wunsch nach stärkerer Mitverantwortung das Bemühen um eine Verlebendigung des Gemeindelebens, die Intensivierung der ökumenischen Zusammenarbeit, eine Neuorientierung der kirchlichen Lehre über Ehe und Familie sowie der Einsatz der Kirche für Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit sowohl im eigenen Land wie gegenüber der Dritten Welt. Dazu wurden *zahlreiche Empfehlungen* formuliert, von denen vor allem diejenigen besondere Beachtung fanden, die sich für Änderungen geltender kirchlicher Normierungen aussprachen: Von der eucharistischen Gastfreundschaft über die Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten und die kirchliche Sexualmoral

bis zur Weihe verheirateter Männer blieb kaum ein heißes Eisen ausgespart, auch wenn alle Forderungen eher moderat und ohne polemische Schärfe formuliert wurden.

Der Kongreß verabschiedete kein Schlußdokument; als Ergebnis blieben die Berichte der sieben „Sektoren“ sowie der zahlreichen Arbeitsgruppen mit ihren jeweiligen Empfehlungen. Den ersten, entscheidenden Schritt in dem vom Pastorkongreß als Initialzündung angestoßenen Prozeß mußten die englischen Bischöfe tun, deren Stellungnahme man nicht zuletzt im Blick auf die genannten Empfehlungen gespannt erwarten konnte. Die 43 Bischöfe von England und Wales befaßten sich im Juli mit den Kongreßergebnissen und legten am 19. August eine Stellungnahme vor, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist.

Beachtung verdienen schon Länge und literarisches Genus des Textes: Die Bischöfe geben ihre Antwort auf den Kongreß mit einer 70 Seiten starken, 200 Paragraphen umfassenden „Botschaft im Licht des NPC“ mit dem Titel „The Easter People“. Das umfangreiche Dokument versucht, die Erfahrungen und Ergebnisse des NPC in einer *theologisch-pastoralen Gesamtschau* zu integrieren, ohne dabei an den konkreten Anliegen und Empfehlungen harmonisierend vorbeizugehen. Der Bogen spannt sich von einer einleitenden ekklesiologischen Grundlegung über den zweiten Teil, der unter der Überschrift „Die Kirche

in und für die Welt“ in lockerer Systematisierung die in den sieben Sektoren des Kongresses angesprochenen Themenfelder behandelt, bis zu den Schlußabschnitten, in denen das Dokument eindringlich an die englischen Katholiken appelliert, ihrer Berufung als das „österliche Gottesvolk“ zu entsprechen. Die Bezeichnung des Dokuments als „Botschaft“ verweist auf seinen spirituell-verkündigenden Grundton, der neben die nüchterne Problemanalyse tritt.

Schon der erste Teil, dessen Kirchenbild von den Leitbegriffen Volk Gottes und Familie bestimmt wird, setzt einige interessante Akzente: Zwar halten die Bischöfe unmißverständlich an der spezifischen Verantwortung des Amtes in der Kirche fest, das Schwergewicht liegt aber – darin dem Grundanliegen des NPC entsprechend – auf der in der Taufe begründeten „*fundamentalen Gleichheit und der gemeinsamen Berufung*“ aller Christen und auf der daraus folgenden Mitverantwortung der Laien. Die Bischöfe stellen eine „gründliche Überprüfung unserer Strukturen in den Pfarreien, Dekanaten und Diözesen“ in Aussicht. Die Notwendigkeit der Autorität in der Kirche wird verteidigt, aber mit dem Hinweis verbunden, es handle sich dabei um eine hörende und lernbereite Autorität. Vom Lehramt wird im engen Zusammenhang mit dem *sensus fidelium* gehandelt. Das Dogma von der Unfehlbarkeit wird nicht isoliert herausgestellt oder gar demonstrativ überhöht, sondern eher realistisch eingeordnet. Die letzte unfehlbare Definition sei 1950 erfolgt: „Seither geht das Leben der Kirche